Umbrische Reisegeschichtlein

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573619

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fritz Voirol, Basel. Motiv in der Bardt.

Gedichte von Hermann Hesse

Einem Dichter

Ueber die Straße wehen
Deine Lieder mir her,
Ich bleib in Gedanken stehen,
Ob drüben Heimat wär'.

Ach nein, die Winde brausen
Und wühlen tief im Laub;
Du Bruder Wandrer draußen,
Du gehst wie ich im Staub.

Du hörst mich drüben singen
An fremder Straße Rand,
Und unsre Lieder klingen
Und gehen Hand in Hand.

Mückenschwarm

Viel tausend glänzende Punkte
Drängen sich gierig in Fieberwonnen
Zu zitternden Kreisen zusammen.

Verschwenderisch prassend
Eine eilig entgleitende Stunde lang
Rasen sie wild mit gellem Geräusch
In zuckender Lust dem Tod entgegen.

Untergegangene Reiche,
Deren goldbeladene Throne plötzlich und spurlos
In Nacht und Sage zerstoben,
Haben nie so wilde Tänze gekannt.

Umbrische Reisegeschichtlein.

Von Heinrich Federer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

8. Glückliche Faulenzer.

Einen Tag hatte ich im Dörfchen Prio zugebracht, wo niemand lesen und schreiben konnte, aber wo man reichlich von seinen Weiden, dem Vieh und dem Obst zu leben hat und wo die stärksten und flinksten Jünglinge und die muntersten Töchter leben, wo man jahrelang keinen Arzt sieht, in der Regel von nichts als vom zu hohen atemdünnen Alter stirbt und wo eine Achtzigerin noch Haselnüsse mit ihren weißen Zähnen aufbeißt. Am Abend sitzen sie beisammen über Stiegen und Straßen, und die Hirten erzählen alte Sagen, oder der Hausierer Marcote berichtet irgend etwas Fabelhaftes aus dem tiefen fernen Menschenlande ... Dorther! sagt er und zeigt mit dem braunen Arm in den unendlichen Dunstring, der zwischen Himmel und Erde gen Sonnenuntergang liegt. Dorther, wiederholen die Berglerinnen mitleidig, aus solcher Tiefe und Elendigkeit, die armen Sandwürmer!

Als ich Prio am nächsten Morgen verließ und durch einen glitzerig grünen Kastanienwald ins Land der lesenden und schreibenden Menschen hinunterstieg, da war es mir, als hätte ich das Paradies einen Augenblick bewohnt und sei nun leider wieder auf jener gottverfluchten Erde angelangt, wo man auf dem Bauch kriecht, in saurer Mühe schwitzt und Dornen und Disteln ißt: mit einem Wort, wo man wieder Zeitungen, Hefte und Bücher schreibt.

Ich bin in jener ersten bittern Verstimmung etwas zu weit gegangen, als ich sagte: Möge doch die Menschheit eines Morgens erwachen ohne Schulmeister und Schulbuch! Mögen alle Zeitungen in hübsche Nastüchlein für saubere Menschen und alle Tintenhäfen in Blumentöpfe verwandelt sein! Ich ging zu weit. Nein, nein, das Tintengeschirr ist heute leider so notwendig wie die Milchtasse, und die Zeitungen sind beinahe so nützlich wie

Nastücher. Das sehe ich wohl ein. Aber ich sehe nicht ein, warum man diese Italiener ewig als Faulenzer und Nichtswisser beschimpft. Wenn man das Unwägbare wägen und die wahre Arbeit und das wahre Wissen zahlenmäßig feststellen könnte, du mein Gott, wie hoch würde doch die Schale Professorenweisheit und Professorenschweiß von der Schale eines sogenannten italienischen süßen Nichtstuers emporgeschnellt!

Vor allem: Muß denn ein jegliches geschrieben sein, was man denkt? Gibt es nicht sehr große Dichter, die keine einzige Zeile schreiben? Und ich glaube, unter diesen Hirten und Nomaden sind viel solche Poeten. Oder ist denn das erst ein Gedicht, was man in ein Buch schreibt, daß man es bewundern und daß arme geplagte Schulkinder es auswendig lernen können? Ist das etwa nicht auch ein feines und großes Gedicht, was so ein Nichtstuer auf dem Rücken sich austräumt, wenn er in den blauen Himmel guckt und den Ernst und die Lustigkeit der Wolken betrachtet und sich daraus eine Tragödie oder eine famose Posse erdichtet? Oder wenn er das Ohr auf die Erde legt und dieser altersgrauen Mutter das Herz aushorcht? Und ist nur das Musik, was einer in Noten setzt und von einem Trüpplein gerechter Geiger sich vorspielen läßt und worüber dann die Kritik ihre wohllautenden Orakelsprüche abgibt? Ist vielleicht nicht auch das Musik, was so ein Analphabet alles hört, wenn er immer die gleiche, über ein Brett gespannte Schnur zupft? Er hört vielleicht eine Musik wie Mozart im Rausch seiner Phantasien auf dem Spinett, wie Beethoven beim Sterben und Hinüberschauen in die Ewigkeit. Es singt vielleicht und orgelt so wunderbar durch seine Seele, wie man es mit dem elenden Behelf von Noten und Takten nicht aussprechen kann. Und doch zupft er nur immer an einer Schnur! Genug daß er hört! Und so kann mancher Junge kein A und kein B zeichnen, aber er sieht Bilder im Nebel, im Baumgewirr, im Sandhaufen, daß ein Tizian und ein Phidias ihn darum beneiden müßten. Jawohl, viele von diesen Analphabeten sind Künstler, Dichter, Musiker, aber für sich, in ihrer Seele, ohne Bühne, Szene und Händeklatschen. Und oft habe ich mich gewundert, wie solche Analphabeten klar reden, scharf und schnell erwägen und sicher entscheiden. Die Schule mit ihrer unabweisbaren Schablone von Klasse zu Klasse, mit ihrem Einerlei durch die ganze Bank hin, mit ihrer Tretmühle des Gedächtnisses und ihren zwei Drohmännchen Examen und Zeugnis, die Schule mit ihrer Abschaffung der Eigenheiten, der Persönlichkeit, des Naturgenies der Zöglinge, mit ihrem Zwang und Drill und Nümmerchengeist, diese Schule hat die Analphabeten nicht bilden, aber auch nicht verbilden können. Sie sind noch naiv, die Abruzzenkinder, noch frisch und eigenartig. Sie denken noch ohne Lineal und Winkelmaß. Jedes redet anders, lacht, schimpft, gebärdet sich anders, ist etwas Eigenes und kommt mit dem eigenen Schiff dereinst an sein Gestade. Jedes ist mit einem Wort ein eigener Mensch.

Es gibt mehrere Arten von Faulheit. Die eine ist ein Laster, die andere eine Krankheit, die dritte eine Philisterhaftigkeit. Von diesen dreien weiß der Italiener nichts. Seine Faulheit, wenn man es so nennen mag, ist die Faulheit der Natur, der Berge, der Bäume, des Meeres, der Tiere, besser gesagt, ist die Beharrlichkeit des Stoffes. Aber er ist jederzeit rege und frisch. Im Augenblick springt er gemsenschnell auf, und im Augenblicke schlendert er, streckt alle Viere von sich und schlummert. Aber er faulenzt nicht. Er hört und merkt alles, das Lüftchen vom Gebüsch her, das Aufbellen der Hunde, die tausendfältigen Menschentritte auf der Straße, das Klingeln einer Kupfermünze irgendwo, den Stundenschlag, alles. Durch seinen Kopf wandern stete, rasche, bunte Pilgerzüge von Gedanken. Er lacht, flucht, hofft, macht Pläne, studiert, grübelt voraus und rechnet in Früheres zurück. Er redet mit sich. Tut er nur wenig das Auge auf, so fährt er den Linien von Himmel und Erde nach und zeichnet sie weiter, rundet, verlängert, schattiert, vollendet. So ist er. In dieser scheinbaren Faulenzerei hat er sich mit den köstlichsten Dingen beschäftigt und unendliche Kurzweil genossen. Der Engländer reist durch alle Straßen und blickt scharf um und um; der Deutsche stützt den Kopf in beide Hände, brütet tief, verbrennt fünfhundert Studierlampen und schickt nach einigen Jahren ein Buch hinaus. Der Franzose stöbert neugierig nach den Effektlein, hält dann Reden auf Reden und plaudert ganze Zeitungen hindurch geistreiche Beobachtungen aus. Aber der Italiener liegt auf seinem schönen runden Römerschädel im Gras oder auf einem Mäuerchen, den Hut auf der Stirne, die Hände im Sack und rechnet nicht und schreibt nicht und redet nicht — sondern sieht, hört, erlebt, genießt. Das ist mehr. Erst das ist nämlich genug.

Millionen deutscher Kinder müssen vom Morgen bis Abend in den Schulen, in den Stuben, Millionen angehende Jüngferchen und Jünglinge in höhern Studien oder in Arbeitskasernen ihre frische junge Seele ermüden. O wieviel schöner haben es meine Jungen von Pratimonte, von Lieghino, von Sassalpe und Montifiero — auch im Wind und Nebel und Gefels, auch bei Milch und wenig Gemüse, aber in einer gewaltigen Natürlichkeit und Freiheit des Lebens! Viele hunderttausend deutsche Leutchen ihres Alters müssen das schönste Viertel, ja das Drittel, ja gar viele die Hälfte des ohnehin knappen Lebens in den Studierbänken verbringen. Wenn sie herauskommen, sind sie keine Analphabeten mehr, sie sind vielleicht Doctores und Professores. Aber gar oft sind sie über einen Leist geschlagen, glatt gehämmert ist ihre einstige gehörnte, geniale Eigenheit, in der Ursprünglichkeit und natürlichen Schwungkraft sind sie fast alle geknickt. Sie fliegen nicht mehr wild und frei und hoch. Sie kennen ja jetzt das zahme Abc und leben auch darnach in einerlei Geschrei und Trab und Mode.

Die Analphabeten der Welt — ich nehme jetzt das Wort weiter und nenne jeden so, der nicht auf die Kultur des Papiers, der Tinte und des Schul-

backels schwört — die Analphabeten sind allein noch die sonnigen kurzweiligen Originale der Menschheit und des Lebens, die andern sind fast nur noch Kopien oder gar Kopien der Kopie. Jene schwingen noch etwa die Fackel des Genies durchs vielzimmerige Welthaus. Diese tragen die Stubenlampe des ordinären Talents mit kleinen vorsichtigen Pantoffelschritten über ihren quadratisch abgezirkelten, unfehlbaren Weg. Diese kennen das Tote, jene das Lebendige besser, diese schreiben und lesen und dozieren prachtvoll, jene leben noch prächtiger. Wer beides könnte, wäre der größte Mensch auf Erden.

(Fortsetzung folgt).

Das wandernde Bett.

Ein Märchen von Fritz Müller, Cannero.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Aufgepaßt!" rief Massimo. Breitästige Bäume drängten sich an den Weg und raschelten mit dunkelgrünem Laub. Ueber das wandernde Bett beugten sie sich, ließen duftende Blüten auf Giovanni schneien und sangen:

„Rund bin ich, klein bin ich,
Süß bin ich, fein bin ich,
Auf den Hügeln ist mein Reich,
Und im Winter nähr ich euch;
Kinder krabbeln auf mir hin,
Sag, Giovanni, wer ich bin?"

Giovanni hörte dem Gesange zu. Die Frage aber machte ihn verlegen. Er hatte diese wunderschönen Bäume kaum vorher gesehen. „Ihr seid," sagte er stockend und besann sich, „ihr seid..."

Da half das Mäuslein drauf und pipste: „Nun, Giovanni, das sind ja die Ka— Ka— Ka—"

„—stanien!" schrie Giovanni lustig und freute sich, daß er doch noch die Hälfte gewußt hatte.

Das Bett aber freute sich über Giovannis Stimme. Viel runder und viel stärker war die geworden, seitdem sie ausgefahren waren, heute früh. Das war schon eine Weile her. Denn jetzt meldete sich der Hunger. Gerade zur rechten Zeit.

Eben kam ein kleiner Bub daher. Der pfiff und schwenkte ein Gefäß, aus dem es unter einem Tuch ein wenig dampfte. Mitten in einem Trillerpfiff brach er vor Erstaunen ab, als er das wandernde Bett erblickte. Er blieb wie angewurzelt stehen, und das Mündlein ging ihm nicht mehr zu.

„Komm nur," sagte das Bett. Und die Sonne gab ihm von hinten einen kleinen Stoß. Der weiße Massimo schmeichelte sich um des Jungen Füße, und die graue Pimperinella pfiff genau da weiter, wo der Junge aufgehört hatte. Da mußte der aber lachen. Und er wollte irgend etwas sagen. Aber er getraute sich doch nicht recht, so allein auf der weiten Landstraße bei einem verhexten Bett. Und weil er nichts sagte, tat er wenigstens etwas. Nämlich, seine Kanne hob er in die Höhe und schüttete dem Giovanni ein paar Hände voll Kastanien auf die Decke.

„Danke!" sagte Giovanni.
„Danke!" bellte der Massimo.
„Danke!" pfiff das Mäuschen.
„Danke!" brummelte das Bett.

Und „Danke!" lächelte die Sonne. Und dann wanderten sie alle Fünfe wieder weiter. O, wie schmeckten die Kastanien gut! Auch der Spitz bekam ein paar. Sogar das Mäuschen knabberte an einer. Und seinem Wanderbette steckte der Giovanni einige unters Kissen. So ein Bett, das redete, bekam am Ende doch auch Hunger, dachte er.

Gutmütig sah das Bett zu und sagte: „Ist schon recht, Giovanni, vergiß nur nicht das tiefe Atmen!"

Nein, nein, Giovanni vergaß es nicht. Und wie sich seine kleine Brust weitete und hob, kamen zwei Männer mit Brillen daher. Die stritten sich über irgend etwas und fochten eifrig mit den Händen. Sodaß sie das wandernde Bett nicht eher gewahr wurden, bis sie einen kleinen Rippenstoß von ihm bekamen.

„Was erlauben Sie sich da, Herr Kollege!" sagte der eine Professor.

„Bitte sehr, ich habe nicht gestoßen," sagte der andere, „das war das Bett hier hinter Ihnen. Drehen Sie sich nur einmal um, verehrter Herr Kollege!"

„Ach was, ich drehe mich nicht um!"

„Warum denn nicht? Das Bett wird Sie sonst überrennen, Herr Kollege!"

„Ach was, mit Ihrem Bett! Erstens, lassen Sie sich sagen, gibt es keine Betten auf der Straße. Zweitens können Betten doch nicht laufen. Drittens..."

Drittens schob anjetzo unser wanderndes Bett den Professor so unsanft auf die Seite, daß er beinahe hingefallen wäre. Seine Brille rutschte von der Nase und lag am Boden, sodaß er nichts mehr sehen konnte. Bevor er sie aber wieder aufgesetzt hatte, war das Bett mit seinen Freunden lange schon davon.

„Und ich sage Ihnen, Herr Kollege, es war ein wirkliches Bett!" rief der eine Herr Professor.

„Und ich sage Ihnen, daß das gar nicht möglich ist!" rief der andere.

„Mit einem kleinen Kind darin und einem weißen Hunde vorne!"

„Das ist Phantasie von Ihnen, lieber Herr Kollege!"

„Und ein Mäuschen saß am Bettrand!"

„Genug davon. Ich habe nichts gesehen. Und wenn ich nichts gesehen habe, hat's auch nichts gegeben, Herr Kollege..."

Indessen wanderten die Genossen an den Ruinen des Kastells von San Michele vorbei, und Pimperinella pipste:

„Potz Kugelblitz und Schwarten,
Ist aus der Zeit der Langobarden."

Dann ging die Straße immer hart am See entlang. So nahe, daß Giovanni jedes Wellchen sehen konnte, das der Wind darüber krauste.

„Seht nur," rief das Mäuschen, „ganz still ist dieser wunderblaue See. Nur da und dort sind aufgerauhte Flecke, fast wie Pfoten."

„Das ist der Wind!" sagte das Bett.

„Nein, das weiß ich besser," sagte Massimo, „das